

BEN COES
EIN TAG ZUM
TÖTEN

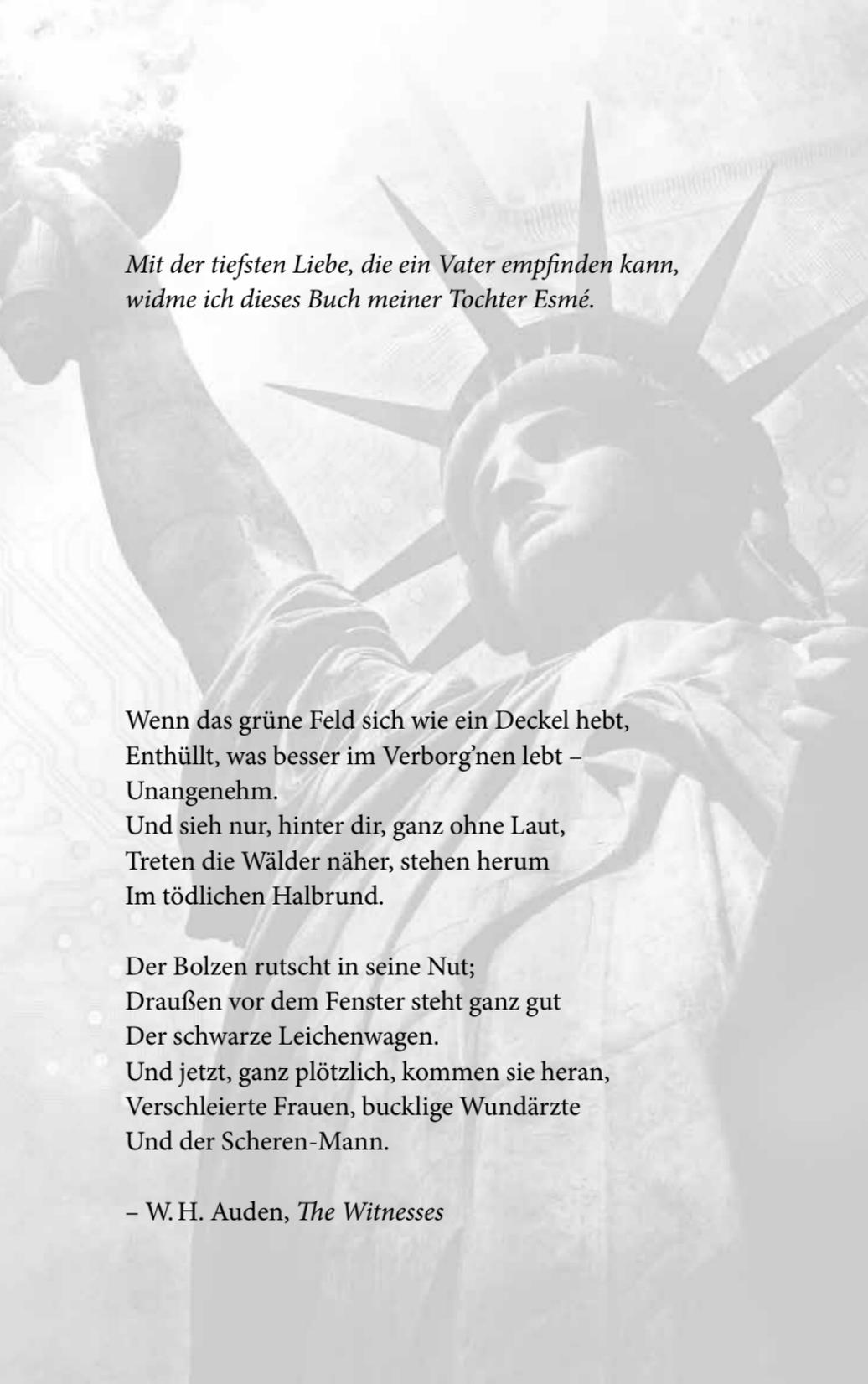
Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Independence Day*
erschien 2015 im Verlag St. Martin's Press.
Copyright © 2015 by Ben Coes

1. Auflage Mai 2018
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Alexander Rösch
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-624-3
eBook 978-3-86552-625-0



*Mit der tiefsten Liebe, die ein Vater empfinden kann,
widme ich dieses Buch meiner Tochter Esmé.*

Wenn das grüne Feld sich wie ein Deckel hebt,
Enthüllt, was besser im Verborg'nen lebt –
Unangenehm.

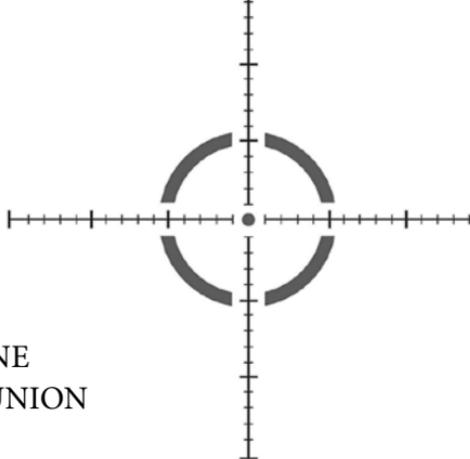
Und sieh nur, hinter dir, ganz ohne Laut,
Tretet die Wälder näher, stehen herum
Im tödlichen Halbrund.

Der Bolzen rutscht in seine Nut;
Draußen vor dem Fenster steht ganz gut
Der schwarze Leichenwagen.
Und jetzt, ganz plötzlich, kommen sie heran,
Verschleierte Frauen, bucklige Wundärzte
Und der Scheren-Mann.

– W.H. Auden, *The Witnesses*

PROLOG

DNIPROPETROWSK, UKRAINE
KRIM-HALBINSEL, SOWJETUNION
4. JULI 1986



Pjotr Vargarin, fünf Jahre alt, zog ein zerknittertes Blatt Papier aus seiner Regenjacke und faltete es auseinander.

*Mein lieber Sohn Pjotr,
vielleicht bist du noch zu jung, um zu begreifen, was ich dir mitteilen möchte. Gleichwohl muss ich mein Bestes geben, dir zu erklären, weshalb deine Mutter und ich gemeinsam den Entschluss zu unserem Vorhaben gefasst haben. Zwar sollte man keinem Fünfjährigen die Macht geben, über das Schicksal einer Familie zu entscheiden, doch ich bringe dir den größten Respekt entgegen und werde mich stets, wann immer es mir möglich ist, um dein Verständnis, deine Sympathie und deine Zustimmung bemühen.*

Warum, fragst du, müssen wir in die Vereinigten Staaten von Amerika umziehen? Ist denn nicht die Sowjetunion unser Land? Sage ich denn nicht immer, Moskau sei der schönste Ort auf Erden? Wer macht dich denn so gern darauf aufmerksam, dass die Eiszapfen wie riesige Säbel vom Dach des Kreml herabhängen? Oder dass die Chrysanthenen am Ufer der Moskwa uns im Frühling zuwinken wie alte Freunde?

Weiß ich denn nicht mehr, wirst du fragen, wie wir bei der Datscha auf dem Feld gelegen haben und in den

Sommerhimmel blickten, beobachteten, wie die Wolken vom Horizont heranzogen und sich nicht mehr von der Stelle rührten, während der warme Regen auf uns, auf dich und mich, niederprasselte; wie wir darüber lachen mussten und wie fuchsteufelswild Mama war, als wir, völlig mit Schlamm bedeckt, nach Hause kamen? Natürlich weiß ich das noch! An dieser Erinnerung können wir immer festhalten! Und jetzt werden wir uns neue Erinnerungen schaffen. Ich werde dir Abenteuer zum Geschenk machen, mein kleiner Liebling, mein Ein und Alles, mein kostbarer Schatz, Pjotr, mein kleines Wölkchen ...

Der Mann auf dem Vordersitz der Limousine drehte sich um und lächelte den Jungen an. »Was liest du denn da, Pjotr?«

Trotz der Narbe neben dem Nasenflügel, die ihn dauernd so komisch blinzeln ließ, als hätte er etwas im Auge, strahlte er etwas Freundliches und Liebenswertes aus.

Pjotr blickte zu ihm auf. Rasch faltete er den Brief zusammen und verstaute ihn in der Jackentasche. »Nichts.«

»Nichts?« Der Mann lachte dröhnend. »Ich wünschte, ich könnte genauso glücklich sein wie du, wenn ich nichts lese.«

Der Mann hieß Mr. Roberts. Er war der Amerikaner, von dem Papa gesprochen hatte. Er fuhr sie zum Boot, das sie nach Istanbul bringen sollte, von dort ging es mit dem Flugzeug weiter in die Vereinigten Staaten.

»Einen Brief.«

Pjotr schaute seine Mutter an. Sie starrte aus dem Fenster der Limousine auf die vorbeihuschende Landschaft.

»Magst du Feuerwerk, Pjotr?« Roberts hatte den Kopf nach wie vor in seine Richtung gedreht. »Kann sein, dass du eins zu sehen bekommst, wenn du heute Abend in New

York landest. In deiner neuen Heimat feiert man den Unabhängigkeitstag. Independence Day nennt man ihn dort.«

Pjotr erwiderte nichts darauf.

»Bist du genauso intelligent wie dein Vater?«

Pjotr schenkte seiner Mutter einen Hilfe suchenden Blick. Sie erwiderte ihn kaum merklich; es war in Ordnung, mit dem Fremden zu reden.

»Ja«, sagte Pjotr. »Ich bin der Klügste in der ganzen Sowjetunion.«

»Der Klügste?« Der Amerikaner lachte. »Du bist ganz schön bescheiden.«

»Es stimmt«, entgegnete Pjotr ruhig. Wieder ein Blick zu seiner Mutter.

»Du sollst nicht angeben«, mahnte sie.

Zum ersten Mal schaute sie Roberts an. »Es ist wahr.« Sie legte Pjotr die Hand aufs Bein. »Bei den genormten Prüfungen schnitt er in der Altersgruppe der Fünf- und Sechsjährigen als Bester ab.«

Roberts mimte den Erstaunten. Ihm schienen fast die Augen aus den Höhlen zu quellen.

»Von ganz Moskau?«, fragte er. »Das ist unglaublich. Es gibt wohl ...«

»Als Bester der ganzen Sowjetunion«, versetzte sie scharf und wandte sich erneut dem Fenster zu.

Roberts musterte den Jungen. »Nun, das ist äußerst beeindruckend, Pjotr«, meinte er, heftig nickend. »Vielleicht wirst du ja mal genauso berühmt wie dein Vater, Dr. Vargarin? Möchtest du später auch Wissenschaftler werden?«

Als Pjotr ein paar Stunden später aufwachte, lag sein Kopf im Schoß seiner Mutter. Sie streichelte ihm über die Wange, um ihn zu wecken.

»Wir sind da, kleines Pummelchen«, flüsterte sie.

Vor der Limousine standen zwei Männer. Sie trugen schwarze Anzüge, so wie Roberts. Einer von ihnen hielt eine Maschinenpistole in der Hand.

Sie folgten Roberts einen unbefestigten Weg entlang durch den Wald. Mehr als anderthalb Kilometer gingen sie zu Fuß. Durch die Bäume hörten sie, wie in der Ferne Wasser gegen eine Felsküste brandete. Schließlich erreichten sie eine Lichtung. Vor ihnen erstreckte sich das Schwarze Meer. Ein rotes Motorboot lag vertäut an einer hölzernen Pier. Pjotrs Vater stand auf der Lichtung, umgeben von weiteren Bewaffneten. Die Arme waren auf dem Rücken festgebunden, das rechte Auge zugeschwollen. Unter seiner Nase sammelte sich Blut.

»Pjotr!«, rief er, als er seinen Sohn sah.

Pjotr wollte zu seinem Vater stürmen, doch einer der Männer hielt ihn am Kragen fest.

»Lass ihn los«, mahnte Roberts.

Pjotr rannte los. Mittlerweile weinte er. Er rutschte aus, fiel hin, rappelte sich auf. An der Kleidung seines Vaters klebte überall Blut und Dreck. Sie war stellenweise zerrissen. Er trug nur noch einen Schuh.

»Ich will nicht nach Amerika.« Pjotr schluchzte und streckte die Hände nach dem Arm seines Vaters aus.

»Wir gehen nicht nach Amerika«, flüsterte der. Traurig blickte er auf ihn hinab. »Du hattest recht mit deinem Bauchgefühl, Pjotr. Kindliche Weisheit; ich hätte auf dich hören sollen. Tut mir leid. Bitte, bitte verzeih mir eines Tages, was ich dir jetzt antue. Vergib mir die schrecklichen Wunden, die der heutige Tag in dir reißen wird. Ich werde nicht dabei sein, wenn du gesund wirst.«

Roberts trat zu ihnen. Zum ersten Mal verschwand das Lächeln aus dem Gesicht des Amerikaners. Pjotr sah nichts

als nackte Wut darin. Die Narbe wirkte keineswegs mehr fehl am Platz, im Gegenteil, sie komplettierte das Gesamtbild.

»Wir waren geduldig, Doktor, aber unsere Geduld ist jetzt am Ende. *Wo ist es?*«

»Geduld? Halten Sie das für die passende Formulierung? Sie haben die Familie eines Mannes hergebracht, damit sie ihm beim Sterben zusieht!«

Roberts starrte Vargarin an. Er langte in sein Jackett und zückte eine Pistole. Ohne den Blick von Vargarin zu lösen, richtete er die Mündung in die entgegengesetzte Richtung und drückte ab. Der Schuss ließ Pjotr zusammensucken. Er drehte sich um und sah seine Mutter zu Boden sinken, ein großes Loch in der Stirn.

Pjotr machte Anstalten, zu ihr zu laufen, doch Roberts packte ihn an den Haaren und stieß ihm den Lauf der Pistole in den Mund. Er war warm, schmeckte nach Öl und Pulverdampf.

»Wo ist es?«

Pjotr blickte auf. Er hatte seinen Vater noch nie weinen sehen.

»Im Institut«, schluchzte dieser. »Unter dem Zettelkatalog. In der Schublade mit dem Buchstaben ›O‹.«

Mit einem Ruck zog Roberts die Waffe aus dem Mund des Jungen, richtete sie auf Vargarin und schoss. Die Kugel traf ihn genau in die Brust und schleuderte ihn zurück. Er war auf der Stelle tot. Mit verdrehten Gliedmaßen stürzte er in den Schmutz.

Pjotr riss den Mund weit auf, um zu schreien, doch kein Laut kam ihm über die Lippen. Neben seinem Vater sank er zu Boden und starrte ihn an. Jegliche Emotion war aus Pjotrs Augen gewichen, er konnte den Blick nicht von dem Toten lösen, der dort am Boden lag.

»Legt sie ins Boot«, befahl Roberts einem der Männer.
»Nehmt die Handschellen ab, legt eine Waffe dazu und lasst das Boot anderthalb Kilometer vor der Küste treiben. Ich fahre nach Moskau und hole die Diskette.«

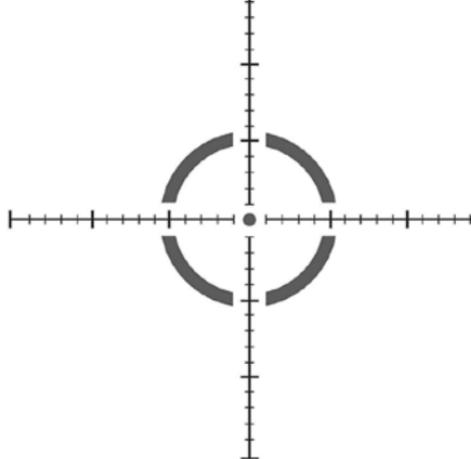
»Was ist mit dem Jungen?«

Roberts richtete die Waffe auf Pjotrs Hinterkopf. Mehrere Augenblicke lang verharrte er so. Nach fast einer halben Minute steckte er sie zurück ins Schulterholster.

»Bringt ihn ins örtliche Waisenhaus.«

1

YERMAKOVA ROSCHA
PRESNENSKY-VIERTEL
MOSKAU, RUSSLAND
GEGENWART



Mit röhrendem Motor donnerte eine rot-weiße Ducati Superleggera 1199 durch das Stadtviertel Presnensky – verlassen, dunkel und trügerisch ruhig präsentierte es sich an einem milden Moskauer Morgen kurz vor Sonnenaufgang.

Mit über 160 Sachen, gerade noch so unter Kontrolle, als wollte er die Grenzen seines Könnens ausloten, jagte der schwarz behelmte Fahrer das Superbike die Rilsok entlang. Er war ein versierter Fahrer, aber Erfahrung allein reichte nicht, wenn man auf einer Maschine hockte, die das beste Leistungsgewicht aller Serienmotorräder mitbrachte.

Presnensky war ein sauberes Viertel voller Gegensätze. Atemberaubende Villen und Luxus-Apartmenthäuser standen in unmittelbarer Nachbarschaft von Lagerhallen. Das Donnern des wassergekühlten Superquadro-Motors fiel in dieser Umgebung nicht aus dem Rahmen. Niemand schien davon Kenntnis zu nehmen. Mehr als in jedem anderen Bezirk der expandierenden russischen Hauptstadt hatten die Bewohner Presnenskys schon vor langer Zeit gelernt, den Mund zu halten, wegzuschauen und ihre Neugier zu zügeln.

An einer Straße mit dem Namen Velka neigte sich der Biker abrupt nach rechts und legte die Ducati dermaßen schräg, dass sie um ein Haar wegkippte, während er bei

140 km/h in sanftem Bogen durch die 90-Grad-Kurve schoss. Das Knie schrammte über den Boden, doch er wurde nicht langsamer, nein, drehte das Gas sogar noch weiter auf und peitschte die Maschine hindurch. Als seine Handschuhe den Asphalt streiften, drehte er noch einmal am Gasgriff, jagte die Drehzahl in letzter Sekunde noch höher, setzte sich über Logik und Schwerkraft hinweg und kitzelte das Letzte aus dem Motor heraus.

Einen Augenblick später beschrieb der Fahrer eine scharfe Kehre. In einer Aktion, die einem den Atem verschlug, legte er die Ducati abrupt in die entgegengesetzte Richtung – scharf links – und riss mit qualmendem Vorderreifen den Gashahn voll auf. Für einen Sekundenbruchteil schwebte das Hinterrad in der Luft, bevor das Geschoss den letzten Kilometer der verlassenen, unbeleuchteten Straße durchmaß und vor einem dreigeschossigen weißen Backsteinbau mit einem einzigen Fenster mit dunkelrot getönter Scheibe schlitternd zum Stehen kam.

Der Fahrer stellte den Motor ab, klappte den Seitenständer aus, stieg ab, zog den tiefschwarzen Helm vom Kopf und ließ ihn auf der Sitzbank zurück. Die Superleggera traf eine klare, unmissverständliche Aussage. Der Helm auf der Sitzbank bildete das sprichwörtliche Tüpfelchen auf dem i: *Unterstehe dich, mich zu klauen. Du wirst schon sehen, was du davon hast.*

Presnensky war der Stadtteil, in dem die Moskauer Mafia das Sagen hatte, eine Stadt innerhalb der Stadt. Hier galten eigene Gesetze. Jeder, die Polizei eingeschlossen, wusste das. Einige wenige Privilegierte betrachteten Moskau als rechtsfreien Raum. Und Presnensky lag im Epizentrum dieser Gesetzlosigkeit.

Der Mann trat auf den Eingang des Gebäudes zu. Dumpfe Bässe wummerten im Inneren. Er zog die Tür auf. Mit der

Lautstärke einer Bombenexplosion schwappte Musik auf die Straße; ein chaotisches elektronisches Synthesizer-Gemisch, unterlegt mit einem eintönigen, seismischen Beat.

Drinne tobte die Hölle. Ein wildes, vom Kokain angeheiztes Pandämonium aus Leibern, Musik, Lichtern und Rauch mit einem düsteren, dystopischen Beigeschmack. Unter zuckenden blauen, orangefarbenen und gelben Scheinwerfern tanzten wenigstens 1000 Männer und Frauen wie entfesselt zu donnernden, grotesk und offenbar willkürlich gemixten Synthesizer- und Schlagzeugklängen, die den Boden unter den Füßen erbeben ließen. Ein Geruch nach Schweiß, Rasierwasser, Parfüm und Marihuana schwängerte die Luft.

Er begab sich in den Hexenkessel. Die drogenverhangenen Blicke junger Moskauer streiften ihn beim Spießrutenlauf durch die Menge. Er stieß Leute zur Seite und bahnte sich einen Weg durch die gut gefüllte Tanzfläche. Der blonde Afrolook und die unbändig auf und ab wippenden Locken verliehen ihm ein enormes Charisma und ließen ihn aus der Masse herausstechen. Die Augen jeder Frau im Umkreis von drei Metern hingen an ihm. Das lag nicht zuletzt an seinem schmalen, hageren, aber ungemein einnehmenden Gesicht.

Am Ende des riesigen Dancefloors befand sich ein roter Samtvorhang. Der Mann schritt hindurch. Prompt blickte er in die Mündung einer silbernen MP-448 Skyph 9 mal 18 Millimeter. Der Security-Mann, der die Pistole umklammerte, war allein. Der Kerl war ein wahrer Schrank, sah gefährlich aus. Er trug ein enges, schwarzes, bis zum Nabel aufgeknöpftes Seidenhemd und musterte den Fremden, als dieser durch den Vorhang trat, bewegte sich auf ihn zu und hielt ihm die Waffe an die Stirn.

»*Semdesyat dva*«, murmelte er.

»Da.«

Der Posten steckte die Skyph ins Holster unter der linken Achselhöhle zurück und tastete den Neuankömmling ab. Ohne Augenkontakt signalisierte er ihm mit einem Nicken, dass er passieren dürfe.

Der Mann stieg eine Treppe in den Keller hinab und ging durch den schwach erhellten Korridor. Am Ende des Ganges versperrte eine Stahltür den Weg. Wie Säulen standen zwei Bewaffnete davor. Beide hielten Maschinenpistolen in den Händen. Als er näher kam, richteten sie instinktiv die Läufe auf ihn.

Falls es ihm etwas ausmachte, sich im Visier zweier MPs zu befinden, ließ er sich nichts davon anmerken.

Der Posten zu seiner Linken suchte ihn erneut ab, energischer diesmal, auf der Suche nach allem, was er vor ihm verbergen mochte. Da er nichts fand, nickte er seinem Kollegen zu. Dieser streckte die Hand nach dem Türgriff aus.

Der Mann trat ein, während die Wache die Tür hinter ihm schloss.

Ein großer, fensterloser Raum, in dem pedantische Ordnung herrschte. Auf der einen Seite stand ein Glasschreibtisch, leer bis auf einen Laptop, einen kleinen Stapel Papier und eine Pistole. Auf der anderen Seite befand sich eine Sitzecke. An der Wand hing ein riesiger Plasmabildschirm und zeigte eine Szene aus einem Videospiele. Ein Schlachtfeld, bemerkenswert lebensecht, fast wie eine dokumentarische Aufnahme aus den Nachrichten. Man verfolgte die Szene aus dem Blickwinkel eines Soldaten, der sich über das Schlachtfeld bewegte und auf Gegner feuerte.

Auf einer schwarzen Ledercouch direkt vor dem Fernseher saß ein Mann mit braunem, nach hinten gegeltem Haar, das er in der Mitte gescheitelt trug. Ein Muskelshirt spannte sich über der trainierten Brust, um den Hals lag

eine Goldkette über der anderen. Er starrte auf den Bildschirm und traktierte das Gamepad.

»Hallo, Cloud!« Malnikov, das 34-jährige Oberhaupt der Moskauer Mafia, drehte sich um und strahlte seinen Besucher an. Lächelnd erhob er sich von der Couch. »Was darf ich dir anbieten?«

»Wodka.«

»Aber klar doch!«

Malnikov trat an eine Bar in der Ecke, schenkte zwei Gläser ein und kam damit zurück.

»Bitte!« Malnikov reichte Cloud den Drink und deutete auf eine zweite Couch neben dem Schreibtisch. »Nimm Platz, mein Freund!«

Die Couch war lang, leicht geschwungen, mondichelartig und mit zartgelbem Leder bezogen. Malnikov und Cloud nahmen an entgegengesetzten Enden Platz, weit auseinander. Beide nippten an ihrem Glas und bäugten sich schweigend.

»Halten wir dieses Treffen möglichst kurz.« Cloud nahm einen Schluck, während sein Blick durch den Raum huschte. »Ich bin nicht besonders gern hier. Wie viel?«

Malnikov lachte. »Was hast du denn?« Er ließ den Blick durch sein Büro schweifen und klang leicht beleidigt. »Gefällt dir mein Büro etwa nicht?«

Cloud bedachte Malnikov mit einem verächtlichen Blick. Auch das Oberhaupt der Moskauer Mafia konnte ihm keine Angst einjagen. »Ich habe deine Spielchen satt, Alexei«, blaffte er. »Wenn du mich umlegen wolltest, hätte mir einer deiner Männer längst eine Kugel in den Kopf gejagt. Du hast eine Atomwaffe. Es gibt genau einen einzigen Menschen auf diesem Planeten, der dir diese Last von den Schultern nehmen kann, ohne dass die CIA Wind davon bekommt. Wie viel, du raffgieriger Wichser?«

Die Röte schoss Malnikov ins Gesicht. »Wie kannst du es ...?«

Cloud schnitt ihm mitten im Satz das Wort ab. »*Wie viel?*«, brüllte er, hob den Zeigefinger, deutete damit auf Malnikovs Gesicht, das sich zunehmend dunkelrot färbte.

Malnikov lehnte sich zurück. Die Nasenflügel bebten, er ließ die Zähne aufblitzen. In seinem Blick lag ein mörderischer Ausdruck, so als würde er mit sich ringen, Cloud nicht auf der Stelle umzubringen.

Die Tür flog auf. Einer der Bewaffneten trat in den Raum, die Maschinenpistole auf Cloud gerichtet.

Malnikov hob die Hand und bedachte den Posten mit einem strengen Blick. »*Raus, verdammt noch mal!*«

Nachdem die Tür zugeschnappt war, wandte er sich Cloud zu. Malnikov schwieg sekundenlang, kämpfte darum, sich zu beruhigen und die Fassung zurückzugewinnen. Gerade in dieser Situation durfte er auf keinen Fall die Nerven verlieren.

Dank seines Vaters führte Malnikov ein privilegiertes Leben. Zwei Jahrzehnte lang hatte sich dieser um eine Vormachtstellung im Bereich des organisierten Verbrechens in Russland bemüht. Alles, was innerhalb einer Generation durch Erpressung, Bestechung, Schutzgeld und Mord angehäuft worden war, floss in Alexei Malnikovs Taschen. Yuri Malnikovs Verhaftung hatte Alexei zum Boss der russischen Unterwelt gemacht. Seine erste Amtshandlung bestand darin, sich ein nukleares Druckmittel zu beschaffen.

Nach über zwei Jahren Schmiergeldzahlungen, Drohungen und noch mehr Schmiergeldern war es Malnikov vor drei Wochen endlich gelungen, einen korrupten ukrainischen General namens Bokolov so weit unter Druck

zu setzen, dass dieser ihm eine gestohlene 30-Kilotonnen-Bombe sowjetischer Machart verkaufte, Baujahr 1953. Malnikov hatte sie erstanden, um seine Position zu stärken. Er betrachtete die Bombe als eine Art Lebensversicherung für den Fall, dass der FSB oder eine ausländische Strafverfolgungsbehörde ihn hinter Gitter brachte, so wie es seinem Vater passiert war. Sollte es jemals so weit kommen, wollte er sie einsetzen, allerdings nur dann.

Vor der Küste Floridas hatte das FBI Yuri Malnikov auf seiner Jacht festgenommen, nun saß er in Colorado in einem Gefängnis namens ADX Florence, besser bekannt als Supermax. Aller Voraussicht nach saß er dort für den Rest seines Lebens ein.

Doch Alexei Malnikov hatte sich verkalkuliert. Total verkalkuliert. Nach nicht mal einem Tag bereute er seinen Schritt. Er hasste diese Atomwaffe und wünschte sich, sie nie gekauft zu haben. Die Vorstellung, damit ein wirksames Druckmittel zu besitzen, wich schon bald einer ausgedehnten Paranoia.

Malnikov setzte schon heute mehr Heroin um als jeder Kriminelle sonst auf der Welt, doch dann packte ihn der Größenwahn. Er wollte sich nicht länger mit dem lukrativen Geschäft begnügen, damit, dass er jederzeit Frauen haben konnte, Luxushäuser, Kunst, seltene Weine, was immer sich mit einer schwarzen American-Express-Karte bezahlen ließ. Da war ihm die Idee gekommen, die Bombe könne ihn vor dem einen Gegner schützen, den jeder Gangster fürchtete: vor dem langen Arm des Gesetzes. Eine krasse Fehleinschätzung. Wer eine Atomwaffe kaufen wollte oder – Gott behüte – eine besaß, legte sich nicht allein mit den Ordnungsbehörden an, sondern gleich mit ganzen Nationen.

Malnikov hatte einen schwerwiegenden Fehler begangen und wollte das elende Teil unbedingt loswerden.

Als Käufer kamen beispielsweise die Dschihadisten infrage. Über einen Geschäftspartner in Tschetschenien hatte bereits ein Vertreter des Islamischen Staats Interesse bekundet. Und die Hisbollah würde auch nicht lange auf sich warten lassen. Er hatte keinen Schimmer, wie der IS von seiner Nuklearwaffe Wind bekommen hatte, aber die Tatsache jagte ihm eine Heidenangst ein. Wenn er nicht an sie verkaufte, stand irgendwann der Tag bevor, an dem die Turbanträger ihm einen Selbstmordattentäter in den Nachtclub oder nach Hause schickten.

Wobei die Dschihadisten Malnikov nicht mal die größten Bauchschmerzen bereiteten, sondern eindeutig die Amerikaner, genauer gesagt: die CIA.

Seine Drogengeschäfte und sonstigen illegalen Aktivitäten interessierten den US-Auslandsgeheimdienst nicht besonders. Die Jungs in Langley hatten größere Sorgen. Aber die Atombombe machte ihn zu einer ernsthaften Bedrohung. Ins Visier der CIA zu geraten, war wirklich das Letzte, was er gebrauchen konnte. Sollte die Agency von seinem Kauf der Bombe erfahren, könnte er mit seinem russischen Hintern durchaus in Guantanamo Bay landen und dort die nächsten zehn Jahre in einer Zelle schmoren. Sofern die Amis ihn nicht gleich direkt umlegten, um die Sache aus der Welt zu schaffen.

Es wurde Zeit, diese verfluchte Bombe zu verhökern. Und Cloud hielt den Schlüssel dazu in der Hand.

Malnikov holte tief Luft und sah seinen Besucher an. »Beruhigen wir uns ein bisschen«, schlug er vor. »Wir stehen auf derselben Seite.« Er spürte den Blick des anderen auf sich ruhen. Entweder war diesem Hacker-Genie gar nicht bewusst, was für ein Risiko er einging, wenn er die Bombe besaß, oder es war ihm schlichtweg egal.

Malnikov fürchtete Cloud, so wie jeder, der mit ihm

zu tun hatte. Er war unkalkulierbar, skrupellos und flößte einem Angst ein. Es ging das Gerücht, im Vorfeld von 9/11 habe er geholfen, die Systeme zur US-Luftraumüberwachung zu manipulieren, und so einen zentralen Beitrag zum größten Terroranschlag in der Geschichte Amerikas geleistet.

Wenn man Cloud dumm kam, konnte er ziemlichen Schaden anrichten, und zwar innerhalb kürzester Zeit. In Clouds Händen wurden Computer zu Waffen.

Malnikov trank einen Schluck Wodka, dann stellte er seine Forderung in den Raum: »100 Millionen Dollar.«

Cloud reagierte zunächst nicht. Seine Augen wirkten wie eine Rechenmaschine, blinzelten, huschten unstedt hin und her, während in seinem Gehirn Zahlen ratterten. Nach längerem Schweigen meinte er: »100 Millionen? Das klingt vernünftig.« Mit ausgestreckter Hand beugte er sich zu Malnikov.

»Gut.« Malnikov lächelte erleichtert.

»Wann wirst du mir das Geld überweisen?«

Malnikov dachte, er höre nicht recht. »Was hast du gerade gesagt?«

»Wann wirst du mir das Geld überweisen?«, wiederholte Cloud mit einem unschuldigen Lächeln auf den Lippen.

Malnikov stand auf. Mit zwei Schritten war er bei dem Besucher, hob den Arm und holte zu einem Schwinger aus.

Cloud wehrte ihn lässig ab, indem er die Hand hob. »Ich nehme an, es kommt von deinem Konto auf Guernsey?«

Malnikov fing sich, stoppte den Schlag nur Zentimeter vor Clouds Wange ab.

»Ich habe mir die Freiheit genommen, mir die ersten 50 Millionen selber zu holen, bevor ich bei dir vorbeikam«, sagte Cloud. »Diese Verschlüsselungscodes sind heutzutage echt schwer zu knacken. Ich brauchte fast zehn Minuten,

um in die Bank reinzukommen. Mit den Firewalls und dem ganzen technischen Beiwerk wird es immer komplizierter.«

Malnikov starrte Cloud mit offenem Mund an. Schließlich wankte er an seinen Schreibtisch, tippte wie ein Wilder auf dem Laptop herum, loggte sich bei seinem Bankkonto ein. Er starrte Cloud an. »Was hast du getan?«, flüsterte er mit hasserfüllter Stimme.

Malnikov langte nach der Pistole auf dem Schreibtisch, lud durch und richtete sie auf Cloud.

Mit dem kristallinen Longdrinkglas in der Hand stand Cloud auf, blickte erst Malnikov in die Augen, dann auf die Pistolenmündung. Abrupt schwand das Lächeln aus seinem Gesicht. Er schüttelte den Kopf. »Was mache ich bloß mit dir, Alexei?«, fragte er mitfühlend. »Du verstehst anscheinend immer noch nicht, oder?«

Cloud kippte den letzten Schluck Wodka herunter, wartete eine halbe Sekunde und warf dann das Glas auf den Betonboden, wo es in Tausende Stücke zersprang.

Malnikov kam um den Schreibtisch herum und baute sich vor Cloud auf. Er war 15 Zentimeter größer als sein Gegenüber und wesentlich breiter gebaut. Ihn mit bloßen Händen in Stücke zu reißen, wäre kein Problem gewesen. Bei jedem anderen hätte er es getan. Malnikov hielt Cloud die Mündung der Pistole circa zwei Zentimeter vors rechte Auge.

»Ich will mein Geld zurück, du kleiner Wichser, jeden Cent!« Malnikov kochte vor Wut. »Und was die Atombombe angeht, die kannst du dir in den Arsch schieben. Sieh dir diese Waffe an, du kleiner Nerd, sie ist nämlich das Letzte, was du im Leben sehen wirst.«

Cloud blieb ganz ruhig, sein Verhalten war eher abschätzig. »Was glaubst du, wer dafür gesorgt hat, dass dein Vater in den Knast gewandert ist?«, fragte er. »Der mächtigste Gangster

Russlands, womöglich der ganzen Welt, und ich habe ihn geleimt und niedergemäht wie einen Grashalm. Es war so einfach, ich hätte mich hinterher fast totgelacht. Aus diesem US-Gefängnis kommt er nie mehr raus. Er wird den Rest seines Lebens dort schmoren.«

Entsetzt und ungläubig sperrte Malnikov den Mund auf. Er griff sich an die Brust. »Warum ...?«

»Warum? Weil mir klar war, dass dein Vater nicht so blöd ist, sich eine Atombombe zuzulegen. Du dagegen schon.«

Malnikov wollte etwas erwidern, brachte aber keinen Ton heraus.

»Wenn du willst, dass ich dir die Bombe abnehme, wirst du mich dafür bezahlen, Alexei. Sobald du anfängst zu jammern, räume ich dein Konto komplett leer. Die Bombe wird heute um Mitternacht an einem Dock in Sewastopol übergeben.«

»Wie stellst du dir das vor?«, raunte Malnikov. Seine Hand zitterte. »Die Zeit reicht nicht, sie bis heute Abend nach Sewastopol zu schaffen.«

Cloud holte tief Luft.

»Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass du vernichtet wirst, falls ich nicht« – Cloud warf einen Blick auf seine Armbanduhr – »in 17 Minuten zurück in meiner Datscha bin. Vergiss mal für einen Moment dein Geld. Deine komplette Organisation wird aufgerollt und weggesperrt. *Alles!* Vereinigte Staaten, Hongkong, Europa, Russland, Brasilien, Australien. Ist dir überhaupt klar, wie viel Heroin du diesen armen amerikanischen Schulkindern verkauft hast? Ganz zu schweigen von der Transaktion mit General Bokolov, deren elektronische Spur sich problemlos zu dir zurückverfolgen lässt! Wenn ich so darüber nachdenke, werden sie dich wohl einfach nach Guantanamo schicken. Wenn ich nicht in ... 16 Minuten zurück bin, dürftest du spätestens

morgen früh Fußseisen tragen, und zwar für den Rest deines Lebens.«

Malnikov starrte Cloud an. Er befand sich in einem Stadium jenseits von Hass oder Wut. Er war sprachlos, wie betäubt, völlig perplex. Hastig senkte er die Waffe.

»Du kannst mich innerhalb eines Augenblicks umbringen, das wissen wir beide«, meinte Cloud beschwichtigend. »Hier geht es nicht darum, ein Mann zu sein oder zu beweisen, wer von uns der Härtere ist, Alexei. *Du* bist der Härtere. Bei dem, was mir vorschwebt, ist eine andere Eigenschaft gefragt. Dafür braucht man Hass.«

Malnikov wich einen kleinen Schritt zurück. »Du bist wahnsinnig ...«

Cloud nickte. »Ja, ich schätze, das stimmt. Also bring mich um. Du hast die Waffe. Erschieß mich einfach. Die Sache ist die, es wäre mir egal. Ob ich nun sterbe oder morgen wieder aufstehe, macht für mich keinen Unterschied. Für dich dagegen schon. Und darum wirst du mir 100 Millionen Dollar zahlen, damit ich dir diese Atombombe abnehme. Ich schätze, ich könnte deutlich mehr aus dir rausquetschen. Aber, siehst du, ich bin eben ein großzügiger Mensch.«

Cloud wandte sich von der Pistolenmündung ab und ging zur Tür. »Noch etwas ... Sie werden zu dir kommen. Sobald die Bombe bewegt wird, bekommen sie es mit und verfolgen die Spur zu dir zurück. Das ist unvermeidlich. Ich schätze, es werden die Amis sein. Lüg sie ruhig an, es ist zwecklos. Sie werden dich an einen Lügendetektor anschließen, und falls du die Wahrheit verschweigst, werden sie diverse Methoden anwenden, um die Wahrheit aus dir herauszubekommen. Früher oder später haben sie damit Erfolg. Tu dir also selbst einen Gefallen, Alexei. Sag ihnen alles, was du weißt. Sosehr du mich im Moment hassen magst, die Wahrheit ist, ich bin

dir dankbar. Ich will dir nichts Böses. Ich wünsche dir ein langes, erfolgreiches Leben. Du hast einen schweren Fehler begangen, das wissen wir beide. Und zwar an dem Tag, an dem du Bokolov die Hand geschüttelt hast, um den Kaufvertrag für die Bombe mit ihm abzuschließen. Tu, was man dir sagt. Es ist die einzige Möglichkeit, wie du da rauskommst.«

»Die werden von mir verlangen, dass ich ihnen helfe, dich aufzuspüren«, gab Malnikov zu bedenken.

»Tu, was du nicht lassen kannst. Die werden mich nicht finden, erst wenn es zu spät ist.«

»Was wirst du ...?«, setzte Malnikov an, hielt dann jedoch inne, als fürchtete er die Antwort.

»Wofür ich deine Bombe einsetzen will? Ist das deine Frage?«

»Ja.«

Cloud sah sich noch einmal zu ihm um, während er am Türknauf drehte. »Für etwas, das ich schon vor langer Zeit hätte tun sollen«, meinte er leise. Er verharrte einen Moment und blickte Malnikov eindringlich an. »Sewastopol. Mitternacht. Sei pünktlich.«

2

THE CASTINE INN
MAIN STREET
CASTINE, MAINE

Am ersten Samstag des Sommers hatte sich morgens um kurz vor acht eine Menschenmenge vor dem eleganten, leicht heruntergekommenen Castine Inn mit der dottergelben Außenfassade versammelt. Schätzungsweise 200 Männer,

Frauen und Kinder hatten sich eingefunden, von Säuglingen in Babytragen bis hin zu Großeltern, die ihre hölzernen Gehstöcke umklammerten. Es wurde geredet und gelacht, Kaffee getrunken, Kakao und Cider. Nach dem langen Winter brachte man einander auf den neuesten Stand. Alle warteten. Sie stammten ausnahmslos aus Castine – bis auf einen, den Freund eines Mädchens aus der Nachbarschaft; ein nett aussehender Bursche aus San Francisco, der sie übers Wochenende besuchte. Mit großer Wahrscheinlichkeit ahnte er nicht, dass ihm gleich beim ersten Besuch in dem bezaubernden, abgeschiedenen, mitunter etwas launischen Küstenstädtchen ein mörderischer Wetlauf geboten wurde und man von ihm erwartete, dass er daran teilnahm.

33 Läufer – 13 Männer, 20 Frauen – standen hinter einem gelben Streifen Absperrband auf der Straße, machten ihre Dehnübungen, liefen auf der Stelle und bereiteten sich auf den Lauf vor. Ihre Kleidung wirkte bunt zusammengewürfelt. Sie trugen Shorts und T-Shirts in unterschiedlichen Farben und Formen. Das Ungewöhnliche an dieser Läufer­schar war allerdings, dass niemand Turnschuhe trug. Nur Arbeitsschuhe, wohin man blickte.

Hinter der Läufergruppe stand etwas abseits ein kräftiger Mann. Er war muskulös und mit seinen über 1,90 der Größte der Truppe. Ausgetretene Timberland Boots, Madras-Shorts und ein grünes T-Shirt. Die langen braunen Haare machten den Eindruck, als hätten sie wochenlang keine Bürste gesehen, seine Bartstoppeln deuteten auf eine längere Rasierpause hin. Lässig lehnte er an der vorderen Stoßstange eines rostigen hellgrünen Ford Pick-ups.

Um Punkt acht Uhr trat Doris Russell, die 72-jährige Bürgermeisterin Castines, vom Bordstein auf die Straße. Auf den ersten Blick eine lebenswürdige und mütterliche Frau, aber jeder wusste, dass sie ein spitzes Mundwerk

hatte und fluchen konnte wie ein Seemann. Sie schwenkte die Arme in der Luft, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Langsam senkte sich Schweigen über die Menge.

»Guten Morgen zusammen«, sagte sie mit hoher, fast schon piepsiger Stimme, ein breites Lächeln auf dem Gesicht. »Ich hoffe, ihr alle hattet einen wunderbaren Winter.«

»Er hat mich angekotzt, und wie«, rief jemand weit hinten im Gedränge.

Die Leute brachen in Gelächter aus.

»Wer war das?« Doris spähte in die Versammlung. »Du etwa, Tom? Ja, meiner war auch sehr schön. Wenn du's genau wissen willst, bin ich die Treppe runtergefliegen und hab mir die Hüfte gebrochen. Zu allem Überfluss haben sie meine Enkelin aus der Miss Porter's School geworfen. Aber danke der Nachfrage.«

»Er hat doch gar nicht nachgefragt«, kam eine weitere Stimme.

Abermals dröhnendes Lachen.

Doris schüttelte den Kopf und musste sich alle Mühe geben, nicht selbst loszuprusten. »Wenn ihr mich diesen Lauf nicht endlich starten lasst, stehen wir noch den ganzen Tag hier rum. Die Chancen stehen nicht übel, dass ich dann tot umfalle.«

»Wir werden dich vermissen, Doris.«

Kopfschüttelnd stimmte Doris in das Kichern der anderen ein. Schließlich hob sie die Hand. »Nun, wie auch immer. Ihr wisst ja alle, dass heute der erste Samstag unseres heiß geliebten Castine-Sommers ist. Danken wir Gott dafür. Ich habe die kalte Jahreszeit so verdammt satt, ich könnte glatt jemanden umbringen.«

»Meine Frau meldet sich bestimmt gern freiwillig«, steuerte ein Unbekannter bei.

Erneut tosendes Gelächter.

»Ich wäre auch lieber tot, als mit dir verheiratet zu sein, Burt«, konterte Doris. »Na ja, wie gesagt, da wir heute den ersten Samstag nach dem Sommeranfang haben, wird es Zeit für den alljährlichen Wadsworth Cove Marathon.«

Lautes Klatschen und begeisterte Beifallsrufe brandeten auf.

Wie viele Städte an der gewundenen Felsküste Maines tolerierte Castine seine Sommergäste, wohlhabende Leute von weit weg, die im Juni kamen und am Labor Day Anfang September abreisten, als notwendiges Übel. Die langen, harten, bitterkalten Wintermonate hingegen blieben den Menschen vorbehalten, die das ganze Jahr über hier lebten: Fischer, Lehrer, Krankenschwestern, Bauarbeiter, Busfahrer, Farmer, Elektriker, Klempner, Polizisten, Ärzte, ein Rechtsanwalt und sogar einige Künstler.

Die meisten Ortschaften in Maine pflegten ihre ganz eigenen Traditionen, um das Ende der Wintermonate zu begehen, der Jahreszeit, die sie eben noch an ihre Häuser gefesselt hatte und die in dieser Region ohne die Verlockungen des Frühlings direkt in den Sommer übergang. In Castine wurde der Wetterumschwung mit dem Wadsworth Cove Marathon eingeläutet. Die Strecke führte über strapaziöse sechseinhalb Meilen zur Bucht, von dort einen Feldweg den Bog Brook entlang zu einer riesigen, in der ganzen Region bekannten Birke und anschließend zurück in die Stadt. Laufschuhe waren nicht erlaubt, lediglich Arbeitsstiefel. Das hatte Tradition, weil der Lauf für die Arbeiterschicht gedacht war, nicht für irgendwelche Auswärtigen. Rein theoretisch durfte allerdings jeder daran teilnehmen, der wollte. Dieses Jahr hatte sich eine ungewöhnlich große Zuschauerschar versammelt, um dem Lauf beizuwohnen. Immerhin hielt sich ein Prominenter in

der Stadt auf. Kein Star im herkömmlichen Sinn, bloß ein Kind der Region, das jeder kannte – der 39-jährige Bursche mit dem unbändigen braunen Haar.

»Nun, den meisten von euch dürfte bekannt sein, dass dies die 25. Auflage des Wadsworth Cove Marathon ist«, meinte Doris gerade. »Ich erinnere mich noch gut an die Premiere. Dieser feine Pinkel aus New York City, Jed Sewall, hatte die Idee dazu. Jeds Sohn war damals Captain des Cross-Country-Teams an der Harvard University.«

»Yale«, brüllte jemand.

»Was?«

»Yale. Er hat in Yale studiert.«

»Ach, um Himmels willen, Harvard, Yale, was mich angeht, macht das überhaupt keinen Unterschied«, kommentierte Doris kopfschüttelnd. »Das sind doch beides bloß Kaderschmieden für Arschlöcher. Gebt mir jemanden, der die Maine Maritime Academy absolviert hat, und ein Glas Gin dazu, dann bin ich vollkommen zufrieden. Aber sei's drum, worauf ich hinauswill, ist, dass Jed seinen lächerlichen Lauf ins Leben gerufen hat, damit Jed junior jeden in der Stadt vorführen konnte.«

Ganz hinten in der Menge wurden Rufe und Gejohle laut.

Doris hielt einen Moment inne. Sie legte eine kurze Pause ein, um den Höhepunkt ihrer kleinen Ansprache einzuleiten: »Aber natürlich zog Jed damals nicht in Betracht, dass ein gewisser 14-Jähriger aus Castine sich dazu entschließen könnte, an dem Lauf teilzunehmen!«

Die Menge brach in laute Beifallsrufe aus, einige skandierten sogar seinen Namen: »Dewey! Dewey!«

»Ein Junge, der, und ich freue mich, das sagen zu dürfen, nach 25 Jahren in die Heimat zurückgekehrt ist. Nach allem, was ich gehört habe, will er seinen Titel unbedingt verteidigen.«

Doris hob die Hand und zeigte auf den Mann, der am Pick-up lehnte. Er zeigte keinerlei Regung und schien nicht mal mitzubekommen, dass es gerade um ihn ging.

Dewey Andreas war ein Teil dieser Stadt, so wie dieser harte, windgepeitschte Flecken Erde auch ein Teil von ihm war. Zur Welt gekommen im Krankenhaus von Castine, einer Klinik mit drei Zimmern. Doris Russells verstorbener Mann Bob hatte ihn damals aus dem Bauch seiner Mutter befreit. Er war auf einer ziemlich weitläufigen Farm namens Margaret Hill aufgewachsen, am Ende einer Schotterstraße gelegen, die sich hinter dem Golfplatz in Serpentina den Hügel hinaufwand. Ein Junge wie jeder andere hier, bis zu jenem besonderen Tag, an dem jeder mitbekam, dass Dewey sich eben doch von Gleichaltrigen unterschied. Der Zwischenfall mit dem damals Achtjährigen ereignete sich während des jährlichen Picknicks zum Unabhängigkeitstag im Golfclub von Castine, das jeder Anwohner besuchte, die Sommergäste ebenfalls.

Dewey hatte mit seinem älteren Bruder Hobey Tennis gespielt, beide barfuß. Irgendwann war ein junger Schnösel namens Hampton aufgetaucht, der auf eine private High School ging und hier Urlaub machte. Er forderte die zwei Andreas-Brüder auf, vom Court zu verschwinden. Man dürfe den Platz nicht ohne Schuhe benutzen. Als Hobey den Älteren aufforderte, er solle gefälligst warten, bis er an der Reihe sei, beschimpfte dieser Hobey als »Bauertrampel«.

Was gleich darauf auf dem Rasenplatz Nummer zwei geschah, ging in die geheime Chronik von Castine ein. Dewey stürmte heran und warf den größeren Jungen, der schon 15 war, mit einem heftigen Stoß vor die Brust zu Boden. Als Hampton sich berappelt hatte, stürzte er sich

auf Dewey und holte zu einem fürchterlichen Schlag gegen dessen Kopf aus. Doch der Kleine duckte sich geschickt und verpasste Hampton einen Fausthieb auf die Nase. Hampton ging vor Schmerz schreiend zu Boden, das Blut schoss ihm aus der Nase. Sein Gegner war allerdings noch nicht mit ihm fertig. Die entsetzten Zuschauer verfolgten von der Terrasse aus, wie Dewey sich rittlings auf ihn setzte und zuschlug, wieder und wieder. Er prügelte ihm regelrecht die Scheiße aus dem Leib und hörte erst auf, als es Hobey gemeinsam mit ihrem Vater, John Andreas, gelang, ihn vom blutüberströmten, heulenden Neuntklässler des St.-Paul's-Internats herunterzubekommen.

Von da an wusste jeder, dass es unklug war, sich mit dem Jüngeren der Andreas-Brüder anzulegen, dem Burschen mit dem unbändigen braunen Wuschelkopf, dem kleinen Kerl, der am liebsten mit dem Pferd zur Schule ritt, dem hübschen, schweigsamen Jungen mit den eiskalten, stahlblauen Augen. Übrigens war es niemandem in Castine unangenehm, dass Dewey Hampton vermöbelt hatte. Im Gegenteil. Dewey hatte sich für seinen Bruder eingesetzt – und im übertragenen Sinn auch für seine Stadt.

Sie sahen ihn aufwachsen. Bereits in der sechsten Klasse überragte er mit 1,80 alle Gleichaltrigen und wies den hageren, sehnigen Körperbau eines Athleten auf. Er hatte wenige Freunde, meistens hing er nur mit seinem Bruder herum. Mit der überschaubaren Zahl von Bekannten verbanden ihn die Begeisterung fürs Schießen, die schweigsame Ader und die tiefe Verachtung für Mädchen und Sommergäste.

Als er in die High School kam, war er 1,93 Meter groß, wog 90 Kilo und hatte die Haltung und den Gang eines Profiboxers. Nachdem Dewey jeden High-School-Rekord im Football gebrochen hatte, wagte er sich nach Süden aufs Boston College, um für die BC Eagles zu punkten.

Zu behaupten, dass die Leute in Castine Dewey bewunderten, wäre die Untertreibung des Jahrhunderts gewesen. Im Herbst wurde zweimal pro Spielzeit ein Bus angemietet, um die Fans nach Chestnut Hill zu kutschieren, wo sie verfolgten, wie der kompromisslose Zwei-Zentner-Halfback jede Verteidigungslinie der Big-East-League durchbrach.

Nach dem College kehrte Dewey gerade lange genug nach Castine zurück, um sich das hübscheste Mädchen der Stadt zu schnappen: Holly Bourne, die Tochter eines Professors, der an der Maine Maritime Academy lehrte. Jeder Einwohner des Städtchens kam zur Hochzeit. Unterdessen bereitete Dewey sich darauf vor, es bei den U.S. Army Rangers zu versuchen. Er trug das Haar kurz geschnitten. Da begann manch einer zu begreifen, dass Deweys distanzierteres Wesen, sein reserviertes Verhalten, sein Selbstvertrauen, die schonungslose Härte in seinem Blick, das Raubtierhafte an seiner Art zu gehen, dass ihm all dies aus einem ganz bestimmten Grund mitgegeben worden war. Keinen überraschte, dass Dewey bei den Rangers unter 188 Rekruten als Jahrgangsbester abschloss.

Es gab zähe Burschen in Castine. Es gab harte Burschen in Maine. Und dann gab es noch Burschen wie Dewey. Als er von den Rangers zur Delta Force wechselte, hörte man auf, über ihn zu tratschen. Es ging nicht länger darum, dass man stolz auf ihn war. Dewey, das war allen klar, erhielt jetzt den letzten Schliff, um einer der erlesensten Elite-soldaten Amerikas zu werden. Nicht allein dass er seinem Land diene, nun wurde er dazu ausgebildet, ein Teil der gezackten Speerspitze Amerikas zu werden, stand dort, wo für Geheimnisse Blut floss, wo getötet wurde, in Städten, von denen kaum jemand etwas gehört hatte; dort, wo bei Nacht und Nebel Nationen ihre Kräfte maßen. Inmitten von

alldem stand Dewey, im Auge des Orkans. Man spürte die Aura politischer Verwicklungen förmlich, selbst wenn sich der berühmteste Sohn gar nicht in der Stadt aufhielt.

Bei den wenigen Gelegenheiten, zu denen er mit Holly und ihrem Knirps Robbie die alte Heimat besuchte, stellte man fest, dass aus dem stillen, wortkargen Dewey ein völlig schweigsamer Mann geworden war. Deweys Schweigen kündete von einer Welt, die die Leute in Castine niemals kennenlernen würden; einer Welt, von der sie, wenn es nach Dewey ging, nichts erfahren durften. Und zwar nicht weil er diese Menschen nicht mochte, sondern gerade deswegen.

Wo ich hingeh, könnt ihr nicht hin. Ich kämpfe, damit es euch erspart bleibt.

In Castine blieb man weiterhin stolz auf ihn, aber der Stolz verwandelte sich in etwas Tiefgreifenderes, Allumfassendes. Die seltenen Anlässe, zu denen Dewey nach Hause zurückkehrte, bekam jeder mit, doch keiner verlor ein Wort darüber. Jeder wusste, dass er im Auftrag der US-Regierung handelte und nicht darüber sprechen durfte. Dewey, *ihr* Dewey, stand an der blutigen Front des geheimen Krieges, den Amerika gegen den Terror führte. Er *war* die Klinge der Jäger. Mit einem Mal ergab alles einen Sinn. Seine Zähigkeit, seine Wildheit, die Tatsache, dass man ihn nicht aufhalten konnte, dass er keinen Schmerz empfand.

Doch wie von einem Blitz aus heiterem Himmel wurde alles zunichtegemacht. Die Leukämie holte Robbie im Alter von sechs Jahren. Ganz Castine versammelte sich auf dem Friedhof, um Dewey und Holly beizustehen, als sie ihren Jungen zu Grabe trugen. Alle reagierten sprachlos, wie betäubt. Einen Monat darauf wurde Holly in einem Apartment unweit von Fort Bragg, North Carolina, tot aufgefunden und Dewey stand unter Mordanklage. Die ganze Stadt trauerte, alle waren zutiefst erschüttert. Statt den

Zusammenhalt zu zerstören, brachte die Tragödie sie umso näher zusammen.

Niemand zweifelte je an Deweys Unschuld. Zu so etwas war er schlicht nicht fähig. Jede Familie in der Stadt spendete Geld, damit Dewey sich einen guten Anwalt nehmen konnte – eine Geste, die er durchaus zu schätzen wusste, allerdings nicht annahm. Ja, er nahm überhaupt keinen Anwalt, obwohl ihm die Todesstrafe drohte. Er verteidigte sich selbst, stellte sich allein einem bestens vorbereiteten Staatsanwalt entgegen und sagte die Wahrheit, zeigte Rückgrat und bewies großen Mut, genau wie all die Jahre zuvor auf dem Tennisplatz.

Als er nach nur 30-minütiger Beratung freigesprochen wurde, bildete dies den Abschluss einer schrecklichen Serie von Ereignissen, die ganz Castine in Mitleidenschaft gezogen hatte. Danach sprach niemand mehr über Dewey. Jeder wusste, dass er den Vereinigten Staaten den Rücken kehren wollte, aber keiner fragte, wohin er ging oder was er vorhatte. Man ließ ihn in Ruhe. Seine Eltern, John und Margaret, wurden alt und verließen Margaret Hill nur noch selten. Hobey zog nach Blue Hill. Zehn Jahre vergingen, hin und wieder hörte man Gerüchte, Dewey arbeite in fernen Ländern auf irgendwelchen Bohrinseln, mehr nicht.

Und dann kehrte er zurück, eine Woche nach dem schwersten Terroranschlag auf amerikanischem Boden seit 9/11. Einem feigen Verbrechen, das auf das Konto des libanesischen Terroristen Alexander Fortuna ging. Maines größter Arbeitgeber, das Stahlwerk in Bath, wurde bei dem Anschlag vernichtet. Niemand wusste, wer den Terroristen letztlich gestoppt hatte. Einige Zeitungsberichte erwähnten einen Roughneck – einen Arbeiter von einer Bohrinsel – mit militärischem Hintergrund, die Regierung bezog dazu jedoch nicht Stellung. Ja, damals war er zurückgekommen

und keiner wagte zu fragen, ob es sich bei diesem Roughneck um ihn handelte. Sie wussten auch so Bescheid.

Und nun war er wieder da und jeder kannte den Grund. Die Nachrichten hatten wochenlang darüber berichtet. Deweys Verlobte, Jessica Tanzer, die Nationale Sicherheitsberaterin des Präsidenten der Vereinigten Staaten, war in Argentinien ermordet worden. In jenem Herbst war Dewey am Boden zerstört gewesen, ein gebrochener Mann. Die meisten gingen davon aus, er werde nach ein paar Tagen wieder verschwinden, doch aus Tagen wurden erst Wochen, dann Monate. Da begriffen die Menschen in Castine allmählich, dass Dewey möglicherweise für immer bleiben wollte. Vielleicht hatte es ihn diesmal endgültig fertiggemacht. Er hatte Robbies und danach Hollys Tod überstanden, aber der Mord an Jessica hatte ihm einen Nackenschlag versetzt, von dem er sich nicht mehr zu erholen schien. Der sprichwörtliche Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Als Doris auf Dewey deutete, klatschte die Menge und Anfeuerungsrufe wurden laut. »Hey, Dewey«, rief jemand, »willst du dieses Jahr wieder gewinnen?«

Dewey lehnte an der Motorhaube, drehte sich nach dem Fragenden um, sagte jedoch nichts.

»Gesprächig wie eh und je, was, Dewey?«

Verhaltenes Gelächter.

Schweigend blickte Dewey in die Richtung, aus der die Bemerkung gekommen war.

»Na, Dewey, wie kommt deine neue Talkshow denn so an?«, erkundigte sich jemand aus dem hinteren Teil.

Deweys Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Sein Blick wanderte zu dem Sprecher.

»Ha, ich hab ihn zum Lächeln gebracht!«

Dewey fing an zu lachen. »Ich hab dich nicht angelächelt, Onkel Bill«, sagte er.

»Warum hast du dann gelächelt?«

»Ich musste daran denken, wie wir damals auf Entenjagd waren und du dir dabei in den Fuß geschossen hast.«

Weiteres Gelächter.

»Das war ein Unfall, verdammt.«

»Natürlich«, konterte Dewey.

»Es macht nichts, wenn du diesmal nicht gewinnst, Dewey!«, erscholl ein Ruf von der Seite.

Jetzt konnte endgültig niemand mehr an sich halten.

»Lasst den Jungen doch mal in Ruhe!« Doris hob die Hand. »Warst du das, Dickie? Ich kann deinen fetten Hintern gar nicht sehen.«

»Das ist kein Fett. Das sind 100 Prozent Muskeln. Nun hör schon auf, mir dauernd auf den Hintern zu starren.«

»Richard Pye, der einzige Muskel, den du noch hast, ist der, mit dem du die mickrigen Kröten tief unten in deinen Grand-Canyon-Hosentaschen festhältst.«

»Ich habe hier fünf Dollar, Bürgermeisterin, für den, der diesen Lauf hier gewinnt, wer es auch sein mag.« Pye hielt einen Fünf-Dollar-Schein hoch, damit jeder ihn sehen konnte.

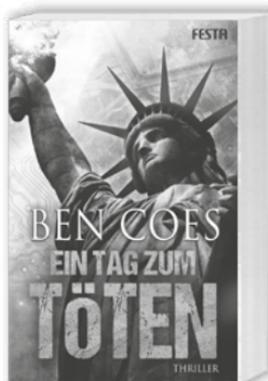
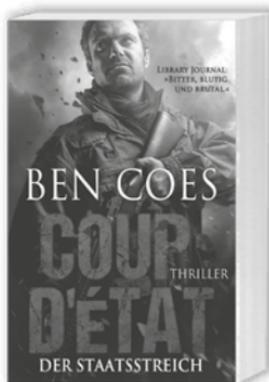
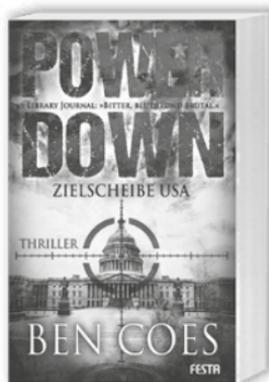
»Sieh sich das mal einer an«, meinte Doris. »Abe Lincoln muss glatt die Augen zusammenkneifen, weil er die Sonne schon so lange nicht mehr gesehen hat.«

Während Dewey dem Geplänkel lauschte, beugte er sich vor, löste sich von der Stoßstange des Pick-ups und ging hinüber zu seiner Nichte, Reagan, die neben ihrem Freund stand.

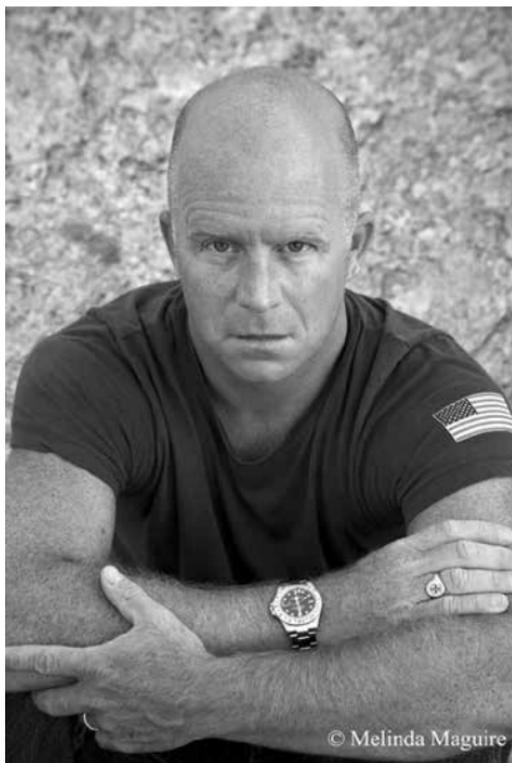
»Kannst du sie schlagen, Will?«

Lächelnd schüttelte Will den Kopf.

DIE DEWEY-ANDREAS-SERIE



Infos, Leseproben & eBooks: www.Festa-Verlag.de



www.benco.es.com

Der amerikanische Bestsellerautor BEN COES begann seine Karriere im öffentlichen Dienst, arbeitete im Weißen Haus unter den Präsidenten Ronald Reagan und George Bush. Später schrieb er u. a. Reden für den texanischen Öl-Milliardär T. Boone Pickens. Ben lebt heute in Boston mit seiner Frau und vier Kindern.